



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der sanfte Adolf und der zornige Wilhelm

Schwarz, Ignaz Christian

Bamberg, 1837

12. Kapitel. Das Maifest.- Neue Vorfälle.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61222](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61222)

Zwölftes Kapitel.

Das Maifest. — Neue Vorfälle.

Wilhelm hatte nach allen diesen Vorfällen sich wirklich einige Monate lang recht gut aufgeführt; allein bald verfiel er leider wieder in seinen Fehler. Anfänglich zwar nur ein Wenig, aber da er eben seinen ersten, wenn auch noch so kleinen Fehltritt, nicht bewacht hatte, gerieth er allmählig weiter und immer tiefer in den Abgrund seines vorigen Lasters hinein.

Es würde zu weitläufig, alle Thorheiten und bösen Streiche aufzuzählen, die Wilhelm wieder begangen hatte. Ein Fehler erzeugt den andern; das war auch bei ihm der Fall. Nur einen einzigen Auftritt will ich euch erzählen, liebe Kinder, weil er der Vorzüglichste ist und für Wilhelm auch die empfindlichsten Folgen hatte.

Es war gerade der erste Mai, als nach der Gewohnheit der dortigen Gegend die Schuljugend der ganzen Nachbarschaft ein ländliches Fest feierte, das „Maifest“ genannt. Auch die Kinder, die bei dem Schloßkaplane des gräflichen Schlosses Unterricht genossen, nahmen daran Antheil, folglich auch Wilhelm und Adolf.

Schon mit Anbruch des Tages zogen alle Knaben und Mädchen mit Trommeln und Fahnen in schönster Ordnung hinaus auf eine gemeinsame Wiese, die mit dem schönsten Schmucke des Frühlings bedeckt war. Hier überließ man sich ganz der Freude; man schürte kleine Feuer an, kochte und briet,

aß und trank, und begann hierauf die artigsten Spiele. Hier war eine Gruppe, die mit Ballen spielte, dort unterhielt sich eine Andere mit Blindfußspiel; dort tanzte eine dritte und schäkerte, und eine vierte und fünfte und sechste taumelten in andern Lustbarkeiten dahin, alle aber befanden sich vor Freude und Lust auf der runden Erde, wie im Himmel.

Auch Wilhelm war bei diesem Feste zugegen, und er hätte den herrlichsten Freudentag genießen können, wenn er in seinem Betragen gemäßigt und vor seinem Fehler sich in Acht genommen hätte. Allein dieß geschah leider nicht; wodurch er sich aber nicht nur das eigene Vergnügen verbitterte, sondern auch das seiner Kameraden.

Er saß nämlich mit einer Gruppe von Knaben um ein angeschürtes Feuer herum, ein junges Huhn zu braten. Der Rost war da, aber ein Bratenwender fehlte noch. Wilhelm, der gerade ein Messer in der Hand hatte, wollte sogleich einen aus Holz schnitzen; allein er stellte sich höchst ungeschickt dazu an, und verschnitt mehrere Hölzer, ohne einen solchen zu Stande zu bringen. Auch waren seine Hände sehr schmutzig, da er vorher in der Erde bei einem Maulwurfhaufen herumgewühlt hatte, ohne sich wieder zu waschen.

Sein neben ihn stehender Kamerad war aber schnell mit dem Schnitzen eines Bratenwenders fertig, und da er überdieß auch reine, appetitliche Hände hatte, so wurde einstimmig von den übrigen Gespielen der schon fertige Bratenwender dieses Knaben

angenommen, und nicht gewartet, bis Wilhelm den Seinigen vollendet haben würde.

Darüber gerieth dieser in Zorn; er fühlte sich an seiner Ehre beleidigt, und fing an, seine Kameraden zu schimpfen. „Wie, von diesem Bauernjungen da nehmt ihr einen Bratenwender an? Hättet ihr nicht warten können, bis Meiner fertig geworden ist?“

„Ei, da hätten wir wohl bis übers Jahr warten dürfen, bis du damit fertig geworden wärest, langsamer Hans!“ rief Einer der Knaben.

„Und wer wird auch aus deinen schmutzigen Händen einen Bratenwender annehmen wollen? Sieh sie nur an! die sehen ja aus, als ob sie in einer Mistjauche gesteckt wären!“ sprach ein Anderer.

Wilhelm aber gerieth über diese Reden noch mehr in Zorn, und sprang wüthend auf Beide zu: „Elende Jungen, sagt mir das noch einmal, und ich erdroffele euch!“

„Ei! ei! lieber Wilhelm, — sprach Adolf, und fiel ihm dabei abwehrend in die Hände, was willst du thun? Was ereiferst du dich? unsere beiden Freunde haben ja Recht! es wollte wirklich gar kein Ende werden mit deinem Schnitzen.“

„Wie? — sprach Wilhelm, und glühte vor Zorn wie ein Putterhahn, — auch du willst mich foppen, elender Junge? Kein Ende werden! — Da sieh her, wie ich mich geplagt habe, mit meinem Schnitzen.“

„Ja! lauter zerschnittene Hölzer sehen wir!“ — schriec die Knaben mit allgemeinem Gelächter.

Wilhelm konnte sich kaum vor Zorn mehr fassen, er bebte in zitternder Bewegung. Adolf aber suchte ihn stets zu besänftigen, so wie auch die aufgeregten Gemüther der übrigen Kameraden zu beschwichtigen. „Seyd ruhig Brüder! Wilhelm hat doch wenigstens den guten Willen gehabt, uns einen Bratenwender zu verfertigen, und hätten wir noch ein wenig gewartet, so würde er ihn auch noch zu rechte gebracht haben!“

„In seinem ganzen Leben nicht! der....“ Da wollten alle noch einen Schimpfnamen sagen, hielten aber, durch einen Wink Adolfs veranlaßt, plötzlich inne.

„Und wenn wir auch wirklich hätten warten wollen, — fing Einer der Knaben wieder an, — aus der Schmutzhand dieses Rattensängers da mag Keiner etwas anfassen.“

Ein allgemeines Gelächter erscholl, als Bestätigung dieser ausgesprochenen Ansicht. Dadurch erreichte aber Wilhelms Zorn den höchsten Grad; er hieß alle, die um ihn standen, Lügner, Maulaffen und Bösewichter, und ging dann eilig auf Adolf zu, und sprach mit bebender Stimme: „Sieh doch, sieh doch, Adolf! Schmutzige Hände soll ich haben, sieh doch her! ein Rattensänger soll ich seyn! ihr....“ vor Wuth konnte er nicht weiter reden.

Adolf aber nahm den Zornigen etwas bei Seite, und sagte zu ihm: „Lieber guter Wilhelm! Komm doch nur ein Wenig zu dir! sieh doch deine Hände nur recht an! Sie sind freilich etwas schmutzig,

denn du hast ja, wie du dich erinnern wirst, dort den Maulwurfhaufen aufgewühlt.“

Wilhelm aber kannte sich vor Wuth nicht, wie besinnungslos stieß er den guten Adolf von sich, und rief mit lauter Stimme: „Wie? auch du hältst es mit jenen Jungen? Schlange, du! Einen Maulwurfhaufen soll ich aufgewühlt haben? Wart, ich will dich bemaulwurfen!“ Und dabei ergriff er einen zunächststehenden Wasserkrug, und schleuderte ihn dem guten Adolf mit solcher Gewalt an den Kopf, daß der Knabe zu Boden fiel.

Als die übrigen Schüler dieß sahen, sprangen sie alle herzu, und fielen über den boshafsten Wilhelm her. Es würde zu einem blutigen Handgemenge gekommen seyn, wäre nicht gerade der Schloßkaplan hinzugetreten, der Stille geboth.

Der Vorgang wurde demselben sogleich erzählt; der Lehrer gab Wilhelm den verdienten Verweis und befahl, man solle ihm seine Hände hinter den Rücken binden. Wilhelm wehrte sich mit einer Art Raserei; konnte aber damit nichts ausrichten. Er wurde von einigen Dienern fortgeschleppt, und auf Befehl des Kaplans gebunden in einen Keller gesperrt. Er schimpfte laut auf die Leute, die ihn hinführten: „O ihr elenden Knechte! wartet nur, mein Vater wird diese schlechte Behandlung seines Kindes euch gewiß vergelten!“

Doch diese riefen: „Dein Vater ist ein viel zu rechtschaffener Mann, als daß er einen so bösen Jungen, wie du bist, beistehen sollte.“

Der

Der Schloßkaplan hatte gleich alle Mittel angewandt, um Adolfsen wieder zu sich zu bringen. Es war ihm auch gelungen. Der Fleck am Kopfe aber, wohin ihn der verächtliche Wilhelm getroffen, war sehr stark angelausen.

Wilhelms Vater ward schnell durch den Schloßkaplan von dem Vergehen seines Sohnes in Kenntniß gesetzt. Tief blutete das Herz des guten Mannes bei dieser Nachricht. Er hatte noch Wenig geweint in seinem Leben, aber diesmal vergoß er wahrhaft blutige Thränen. „O Herr! rief er mit herzbrechendem Tone aus, womit habe ich die Strafe verdient, einen so boshaften Sohn zu besitzen!“

Er setzte sich sogleich an seinen Pult und schrieb an Wilhelm folgende Zeilen: „Du scheinst es darauf anzulegen, schlechter Junge, deine Aeltern ins Grab zu bringen. Was hast du wieder gethan? — Ich weiß alles; es schlägt mein Herz ganz darnieder! Ich sehe wohl, ich werde meine Hand und mein Herz ganz von dir ziehen müssen. Du magst in dem Keller sitzen bleiben; du verdienst es, und du verdienst noch mehr!“

Wilhelm's neues Quartier, der finstere Keller, wollte ihm gar nicht behagen. Er schrie und tobte, und als es ihm endlich gelang, seine Hände loszumachen, schlug er mit aller Gewalt an die Kellertüre und rief: „man solle ihm aufmachen, er wolle seine Kameraden und den Schloßkaplan bei seinem Vater verklagen!“

Doch Niemand hörte ihn; da suchte er die Thüre aufzubrechen, und da ihm dieß mißlang, warf er alles, was im Keller war, herum. Das Gepolter davon hörte man schier im ganzen Hause.

Der Schloßkaplan kam nun herab, mit dem Briefe von Wilhelms Vater in der Hand. Mit Entsetzen sah er die große Verwüstung, die Wilhelm hier angerichtet hatte. Er gab ihm die Zeilen seines Vaters. Wilhelm las sie und fing an mit seinen Händen um sich zu schlagen, mit den Füßen zu stampfen, und in neues Zorngeheule auszubrechen.

Unwillig verließ ihn der Schloßkaplan, und machte von allen Vorfällen sogleich dem Herrn Grafen Anzeige. Dieser höchlich darüber überrascht, faßte nach gegenseitiger reifer Berathung mit seinem würdigen Schloßgeistlichen den Beschluß, daß Wilhelm nach erhaltener Strafe, die Unterrichtsstunden auf dem Schlosse so lange nicht mehr besuchen dürfe, bis er vollkommen sich gebessert habe; denn Knaben der Art seyen für alle Uebrigen gefährlich.

Dem Vater wurde diese Nachricht auf möglichst schonende Weise mitgetheilt, und zugleich auch der Konto für die ärztlichen Kosten, die auf Adolfs Heilung verwendet wurden, und für den sonst von Wilhelm noch angerichteten Schaden.

Wilhelm selbst erhielt in Gegenwart sämtlicher Schüler 12 Rutenstreiche, und wurde hierauf zu seinem Vater gesendet.

So froh er nun auch über seine Freiheit war, so regte sich doch auf der andern Seite die Stim-

me seines Gewissens, und mit betäubender Angst erfaßte ihn der Gedanke: „Du mußt nun zu deinen Aeltern, die du wieder so sehr betrübt und gekränkt hast.“ Mit Zittern näherte er sich dem väterlichen Hause; bebend trat er hinein; weinend fiel er zu den Füßen seines Vaters nieder und flehte um Verzeihung.

Dieser empfing ihn mit tiefbekümmerten Herzen, aber mit schweigendem, kalten Ernste; auch die Mutter sprach kein Wort, nur das Auge derselben war voll Thränen. Sie wiesen ihn ins Nebenzimmer, und Wilhelm entfernte sich mit betrübter Seele.

Nach einigen Stunden erst ließ ihn der Vater wieder heraus kommen. Er zog ein Papier hervor. „Siehe, sagte er mit Kälte, das ist eine Rechnung, die man mir zugeschickt hat, zur Bezahlung. Sie beträgt 12 Gulden. So hoch wurden die Kosten berechnet, die für die Heilung des von dir verwundeten Knaben aufgewendet wurden. Eine zweite Berechnung für den Schaden, den du im Keller durch dein wüthendes Betragen angestellt hast, beträgt 6 Gulden, also zusammen 18 Gulden. Du bist der Thäter dieses Unheils, mußt es daher tragen, und alles ersetzen. In deiner Sparbüchse befinden sich sechs Gulden; sechs von achtzehn bleiben zwölf. Diese zwölf Gulden müssen von dir herbeigeschafft werden, und dazu scheint mir folgendes das beste Mittel zu seyn: Ich will alle deine Kleider verkaufen, und dir dafür einen Anzug von schlechtem und wohlfeilen Wollenzeuge machen lassen.“

Wilhelm fing bitterlich an zu weinen; denn um Nachlaß dieser Strafe zu bitten, hatte er das Herz nicht, weil er wohl wußte, daß sein Vater von einmal gefaßten Vorsätzen nicht abgehe. Er wurde in sein Zimmer zurückgewiesen; nach einigen Tagen wurden ihm seine Kleider genommen, und er erhielt einen schlechten Wollenkittel dafür; was ihm nicht wenig schmerzte, da er wirklich großen Hang zur Eitelkeit hatte.

Wilhelms Vater aber mußte, so schwer es ihm auch fiel, sich nach einem andern Unterrichtsplatze umsehen. Er ging daher in einen benachbarten Ort und besuchte daselbst einen Mann, zu dem er sehr viel Zutrauen hatte. Diesen bath er, seinen Sohn in Quartier und Kost zu nehmen, und ihn recht strenge zu behandeln. Auch ging er zum Pfarrer u. Schullehrer des Orts, und ersuchte sie, seinen Sohn in die dortige Schule einzuverleiben. Sie erfüllten seine Bitte. Kommenden Tages mußte Wilhelm das älterliche Haus verlassen; der Abschied fiel ihm schwer, und er gelobte neuerdings ernste Besserung.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelms Standeswahl.

Wilhelm hatte bereits das fünfzehnte Jahr erreicht. Es war gerade Ferienzeit, wo er im älterlichen Hause sich aufhielt und seinen Geburtstag feyerte. Er stattete eben seinen Morgengruß ab, als sein Vater ihn traulich bei der Hand nahm, und eine wichtige Frage an ihn stellte.